dem Gesicht geschnitten. Er ist noch nicht getauft; diese Feierlichkeit wird erst im nächsten Monat stattfinden. Die Königin war immer eine zärtliche Mutter; aber man kann sich denken, daß sie in ihren Jüngstgeborenen wie vernarrt ist, und man erzählt auch manchen spaßhaften Zug darüber. So hat sie schon mehrere Wärterinnen entlassen, weil ihre übermäßige mütterliche Sorgfalt Anlaß zu Zwistigkeiten gibt. Jedes Kleidungsstück, das dem Kind angezogen wird, befühlt die Königin erst, um sicher zu sein, daß es auch gut getrocknet ist. Italien hat sich schon an den Thronerben gewöhnt und steht diesen internen Angelegenheiten jetzt gleichgültiger gegenüber. Aber die Italiener im Auslande senden noch immer Geschenke und Freudenkundgebungen. Aus Argentinien kam eine prächtige Wiege in indischem Stil, aus farbigen Gräsern gestickt, an. Eine zweite Wiege wurde von Italienern aus New-York geschickt. Die Königin soll 17 Wiegen aus den verschiedenen Weltteilen erhalten haben, und wenn sie auch nur eine gebrauchen kann, so besteht sie doch darauf, daß der Prinz in jeder einzigen wenigstens eine kurze Zeit liegt, um die Geber nicht zu enttäuschen. Alle, die den Prinzen gesehen haben, erklären, daß er ein sehr schönes und artiges Kind wäre. Jetzt erscheint auch schon seine Photographie auf Postkarten und in Zeitschriften. Ein unternehmender Franzose schrieb vor einiger Zeit an König Viktor Emanuel und bat um das Monopol, als einziger die Züge des Thronerben vervielfältigen zu dürfen. Als Entgelt für dieses Recht wollte er 10 Prozent von dem Ertrag den von der Königin begünstigten Liebeswerken zuwenden. Die Königin hat selbst auch ihren Sohn bereits in verschiedenen Stellungen skizziert. Aus Paris hat die Königin vor kurzem ein schönes „Babybuch" kommen lassen, in das das Gewicht, der Körperzustand, das erste Lächeln des Kindes usw. mit liebevoller Sorgfalt eingetragen werden. Das Kind wird jeden Morgen gewogen, und wenn die Zunahme unter dem Durchschnitt fällt, so hält die Königin mit ihren Aerzten Beratung. König Viktor Emanuel, der fast spartanisch streng erzogen wurde, erhebt vergebens Einspruch gegen diese Methode. „Wenn du zwei Söhne hast, kannst du ein solches Wagnis unternehmen," meint die Königin. „Wir haben nur den einzigen Sohn, und es ist besser, daß man seiner körperlichen Erziehung zuviel Aufmerksamkeit schenkt als zu wenig." Von allen Herrscherinnen Europas ist besonders Königin Alexandra von England um das Wohl des Kindes besorgt. Fast jede Woche taufen die beiden Königinnen Briefe aus; Königin Alexandra hat dem Kinde auch eine große illustrierte Bibel geschenkt.

### Gärtnerei in den Niederlanden.

Die Gärtnerei spielt, wie bekannt, seit jeher in Holland eine große Rolle, wo sie durch die klimatischen Verhältnisse besonders begünstigt wird; namentlich der Gemüsebau hat einen außerordentlich großen Umfang angenommen. Hierüber äußert sich der nach den Niederlanden entsandte Sachverständige in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in einem größeren Bericht, dem wir folgendes entnehmen. Von der Gesamtoberfläche des Landes befinden sich 22 Prozent oder 72 300 Hektar in gärtnerischer Kultur. Die Betriebsweise ist, wie überall bei gärtnerischen Betrieben, eine äußerst intensive. Sie wird dies besonders dadurch, daß in kleinen und kleinsten Betrieben gewirtschaftet wird; große Gärtnereien sind so gut wie unbekannt. Die meisten Gärtner bebauen ½— 2 Hektar Land. In dieser geringen Größe der einzelnen Gartenwirtschaften liegt für den niederländischen Gartenbau ein ganz erheblicher Vorteil; sie ist der hauptsächlichste Grund, daß Holland so außerordentlich billig Blumen und Gemüse liefern kann. Daß der Kleinbetrieb vielfach sorgfältiger wirtschaftet, als der Großbetrieb, ist eine bekannte Tatsache. Es kommt beim gärtnerischen Kleinbetriebe hinzu, daß die Erzeugnisse hochwertiger Natur sind. Besonders günstig für die holländische Gärtnerei ist es jedoch, daß ihr in den Kanälen, die das ganze Land durchziehen, ein billiges und überall erreichbares Beförderungsmittel zu Gebote steht. All seine Erzeugnisse verfrachtet der holländische Gemüse- und Blumenbauer zum weitaus größten Teile auf dem Wasser. Selbst die Versteigerungen an den Marktorten finden hauptsächlich unmittelbar auf dem Kahne statt. Diese Versteigerungen und die ganze Organisation des Absatzes ruhen in der Hand der Gartenbauvereine. Jeder Bezirk Hollands besitzt einen derartigen Verein, dem sämtliche Gartenbauer angehören. Dieser Verein richtet die Versteigerungen ein und wacht über die Innehaltung der durch ihn getroffenen Verkaufsregelung. Die Zahl der jede Woche abgehaltenen Versteigerungen ist je nach der Anfuhr der Erzeugnisse schwankend; in der Hauptzeit finden sie täglich statt.

### Die Motorwagen-Gefahr.

Mit dem großen Interesse, das man in England dem Automobilverkehr entgegenbringt, geht in weiteren Kreisen des englischen Publikums eine ebenso große Beunruhigung über die zunehmende Gefahr, die der Motorwagen für die öffentliche Sicherheit bedeutet, Hand in Hand. Das Beschwerdematerial hat sich so aufgetürmt, daß der Misere in den Zeitungen ganze Spalten gewidmet werden und ein echt englischer Gedanke ist es, wenn sich nunmehr die Gründung einer eigenen Straßenschutzgesellschaft vollzogen hat, welche die Sache des allen Unbilden des Autlerports wehrlos preisgegebenen Publikums zu ihrer eigenen machen will. In dem Gründungsaufruf der Gesellschaft wird hervorgehoben, daß alle bisher getroffenen Maßnahmen zur Begrenzung der Geschwindigkeit auf belebten Straßen, zur Bestrafung der Uebertreter und Entschädigung der durch sie in Mitleidenschaft gezogenen Passanten völlig unzureichend seien. Kinder und Greise, Reiter und Radfahrer können viele öffentliche Wege überhaupt nicht mehr benutzen, ohne Gefahr zu laufen, von einem heransausenden „Auto" umgestoßen zu werden. Die neue Vereinigung wird nun in allen Fällen einschreiten, in welchen die Freiheit des öffentlichen Verkehrs durch Motorfahrer bedroht wird und stellt ihre Dienste Geschädigten, die ihre Ersatzansprüche als Einzelpersonen nur unter Schwierigkeiten durchsetzen können, unentgeltlich zur Verfügung. In erster Linie aber hofft sie die gesetzgebenden Körperschaften für die Frage zu interessieren, die durch den großen Umfang, den der Motorwagenverkehr auf der britischen Halbinsel genommen hat, von Tag zu Tag aktueller wird. In England und Wales sind gegenwärtig 28 073 Motorwagen eingetragen, in Schottland 1903. Die Zahl der mit einer Lizenz versehenen Fahrer beträgt gegen 40 000. Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn das Beispiel Englands, das durch diese Gründung einer Straßenschutzgesellschaft gegeben ist, auch bei uns Nachahmung fände. Die Begeisterung für ein zeitgemäßes Verkehrsmittel darf von Seiten des Publikums, das auch in deutschen Städten oft genug Gelegenheit hat, die Schattenseiten des Motorwagens kennen zu lernen, nicht bis zur Selbstäußerung getrieben werden und ein temperamentvolles Betonen der Rechte des schlichten Globetrotters wäre überall dort am Platze, wo sich die behördlichen Schutzmaßnahmen als unzureichend erweisen!

### Friedrich II. von Preußen und die Rechtspflege.

Der „alte" Fritz schenkte der Rechtspflege des Landes seine ganz besondere Aufmerksamkeit, wiewohl er sich eigenmächtiger Einmischung streng enthielt. Glaubte er aber, die Richter seien in einer Sache nicht streng und unparteiisch genug gewesen, so griff er ernstlich ein. Einen Beweis hierfür liefert folgende energische „königliche Ermahnung": „Ich werde das Verfahren der Herren einmal prüfen lassen; denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande zmal mehr, als die Rechtspflege. Wer nicht gerade gehen wird, den werde ich auf die Finger klopfen. Das künftige Jahr komme ich hin, frage alle Leute selbst, lasse nicht fünf gerade gelten und Gott Gnade demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Rechtssachen verfährt. Merkt es wohl!" Was der König hier schriftlich angedroht, machte er bald darauf wahr! In einer Streitsache zwischen einem Bauer und einem Edelmanne glaubte der König, die Richter hätten nicht unparteiisch entschieden. Er ordnete infolgedessen die Amtsentsetzung derselben an, indem er dekretierte: „Sämtliche Rechtsbehörden müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler, ebenso wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind. Vor dem Richter sind alle Leute gleich. Wenn ein Prinz wider einen Bauer klagt, oder umgekehrt, so ist vor der Rechtsbehörde der Prinz dem Bauer gleich. Das sollen alle Richter wohl bedenken, und wenn sie nicht ohne alles Ansehen der Personen gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie die Ungnade Sr. Majestät fühlen. Denn eine Rechtsbehörde, die Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher als eine Diebesbande. Vor dieser kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Gerechtigkeit gebrauchen, um ihre schlechten Absichten auszuführen, kann sich kein Mensch hüten." Wirklich königliche Worte und Mahnungen.

### Sterblichkeitsverhältnisse der Gastwirte.

Die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse der Angehörigen des Gastwirtsberufes sind längst statistisch festgestellt. Nach einer englischen Statistik ist die Sterblichkeit einundeinhalbmal so hoch als die des Durchschnitts der gesamten männlichen Bevölkerung. Teilt man sämtliche Berufsarten in 37 Gruppen ein, und ordnet sie nach der Höhe der Sterblichkeit, so nehmen die Gastwirte die 32. Stelle ein. Als Ursache dieser ungünstigen Verhältnisse hat man seit langer Zeit die intimen Beziehungen dieses Standes zum Alkoholgenuß angesehen, und auch Prof. Guttstadt kommt zu demselben Resultat in einer Studie über die Sterblichkeitsverhältnisse der Gastwirte und anderer männlicher Personen in Preußen, welche mit der Erzeugung, dem Vertriebe und dem Verkauf alkoholartiger Getränke gewerbsmäßig beschäftigt sind. Gast- und Schankwirte gelangen durchschnittlich nicht zu hohem Alter; sie erreichen viel seltener das sechzigste Lebensjahr als alle anderen Berufsarten, noch geringer ist allerdings das Durchschnittsalter der Kellner. Es sind nun ganz bestimmte Krankheiten, welche die Angehörigen des Wirtestandes mit Vorliebe befallen. So werden Herzkrankheiten doppelt bis viermal so häufig bei diesen beobachtet und als Todesursache angegeben, als beim Durchschnitt aller gestorbenen Männer über 25 Jahre. Dasselbe gilt vom Säuferwahnsinn, eine Krankheit, die ja allerdings in der Todesursachenstatistik nur eine geringe Rolle spielt. Sehr oft werden Gastwirte von Gehirn- und Nierenkrankheiten befallen, die oft zum Tode führen. Was die Tuberkulose anlangt, so grassiert diese unter den Kellnern dermaßen, daß sie als Berufskrankheit derselben zu betrachten ist. Wenn von 1000 gestorbenen männlichen Personen im Alter von 25 bis 40 Jahren 376 an Tuberkulose zugrunde gingen, so starben von 1000 Kellnern in diesem Alter etwa 650 an Schwindsucht. Es dürfte dies aber weniger dem Alkohol selbst zuzuschreiben sein, als dem Mangel an Bewegung in frischer Luft und dem ständigen Aufenthalt in einer oft üblen und dunstgeschwängerten Atmosphäre.

### Brennende Berge.

Die Selbstentzündung von etwelchen Massen im Schoß der Erde ist eine der merkwürdigsten und gefährlichsten Erscheinungen, denen ein Bergmann begegnen kann, zumal ihre Entstehung weder den Sachverständigen des Bergbaues noch den Chemikern so hinreichend bekannt ist, daß sie in ihren Erklärungen übereinstimmten. Der berühmteste brennende Berg, von dem die Menschheit weiß, ist eine Stelle in Klein-Asien, die zur Entstehung der Sage von Chimära, dem von Bellerophon besiegten feuerspeienden Ungeheuer, Anlaß gegeben hat. Vermutlich hat es sich dort um einen ganz ähnlichen Naturvorgang gehandelt, wie er noch jetzt glücklicherweise nicht allzu häufig beobachtet werden kann. Für eine Selbstentzündung muß eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Eine der Vorbedingungen ist eine schnelle Aufnahme von Erhitzung. Der Zutritt von Feuchtigkeit kann dann zu einer noch schnelleren Zersetzung des brennbaren Stoffes führen und daher auch zu einem wichtigen Faktor in der Erzeugung eines Brandes werden. In jedem Fall, in dem eine solche Selbstentzündung in den Bergwerken beobachtet wurde, ist das Vorhandensein von kleinen Kohlenrippen oder anderen brennbaren Stoffen in der Nähe des Ursprungsortes nachgewiesen worden. Zur Vermeidung solcher Katastrophen kann der Bergmann nur insofern etwas tun, als der übermäßige Zutritt von Sauerstoff in taubes Gestein verhütet wird. Gelöscht können derartige Brände nur durch Abkühlung der erhitzten Stoffe oder durch deren Beseitigung werden.

### Ein gutes Rosenjahr.

Für die Produktion von Rosenessenz ist nach der Handelsstatistik seit dreißig Jahren in Bulgarien in keinem Jahr ein so günstiges Ergebnis zu verzeichnen als im Jahre 1903. Man berechnet, daß 13 770 Pfund Rosenöl erzielt wurden. Hauptsächlich wird dazu die Damaszenerrose gebraucht, die im Monat Mai blüht. Sie ist eine zarte Pflanze, und wenn Frost bei ihrer Blüte hereinbricht, ist die ganze Ernte zerstört. Die Rosensträuche werden in großen dichten Büschen eingepflanzt, die sieben Fuß von einander entfernt stehen. Im Oktober werden einige blattreiche Zweige der alten Rosengebüsche wagerecht in Gräben gelegt, die 12 Zoll breit und tief sind und mit guter Erde bedeckt werden. Nach 1½ Jahren blühen aus diesen Blättern die jungen Sträucher hervor. Die Ernte dauert vom 20. Mai bis zum 15. Juni, und ein Gebiet von 40 Ar gibt 3300 Pfund Rosen. Die Rosen werden gepflückt, wenn sie noch in Knospen stehen. Sie werden dann in kupferne, kegelförmige Destillierapparate gebracht, und auf gemauerte Oefen gestellt. In jedem Destillierapparat kommen 22 Pfund Rosen und 85 Liter Wasser, und dann wird der Ofen angezündet. Wenn das Wasser zu kochen beginnt, wird die Temperatur allmählich herabgemindert. Nach einer Stunde oder anderthalb Stunden werden etwa 14 Liter der Flüssigkeit abgeschöpft und durch eine zweite Destillation wird aus dem Rosenwasser das Oel gezogen.

### Eine neue Form des Kaffees

soll auf den Markt kommen, und zwar ist es ein leicht auflösbarer Kaffee; er ist eine Erfindung von Senhor Alvaro Joaquim de Oliviera, der früher Professor an der Polytechnischen Schule in Rio de Janeiro war. Dieser Kaffee wird in Form von Pulver und Tabletten schon völlig fertig gestellt, je nachdem man ihn gern trinkt, mit und ohne Milch und Zucker. In eine Tasse heißen Wassers getan, gibt dieses Präparat sofort eine Tasse vorzüglichen Kaffees. Die Herstellung dieses Kaffees ist das Ergebnis vieljähriger Versuche. Oliviera hat sich mit einem jungen Brasilianer, Senhor H. Vasconcellos, assoziiert, und in London wollen beide eine Niederlage für den Vertauf ihrer Erzeugnisse eröffnen.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.




Nr. 258. 9. November 1904.

## Der Teufelskopf.

Roman von Fitzgerald Molloy, deutsch von E. Ebeling.

Nachdruck verboten.

### 1. Kapitel.

### Eine unerwartete Aufforderung.

„Halt, Herr Tregazles, halt! Hier ist ein Telegramm für Sie!" rief der Portier des Hauses einem jungen Manne nach, der an der Portierloge vorbeieilte und die Treppe hinaufsprang, stets drei Stufen auf einmal nehmend.

„Für mich?" fragte Rigel Tregazles, indem er stehen blieb und den Kopf wandte.

„Jawohl, für Sie, mein Herr, und es ist schon vor drei Stunden angekommen."

Rigel eilte die Treppe ebenso schnell hinunter, wie er hinaufgekommen war, nahm das Telegramm und flog die Stufen wieder hinan, bis er sein Zimmer erreichte, das an dem letzten Treppenabsatz eines der großen grauen Logishäuser im Boulevard Beaumarchais in Paris lag. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, riß er den Umschlag auf und starrte in schweigender Verwunderung auf die Zeilen. Wieder und wieder las er die wenigen Worte:

„Von Philipp Trega[illegible], Schloß Redcliffe, Dolgelley, Wales. Mein Vater im Sterben; wünscht Dich zu sehen; komme sofort."

Dies Telegramm von einem Vetter, den er nie gesehen, das ihn zu einem Onkel rief, den er nur dem Namen nach kannte, war eine Botschaft, die er nie erwartet hätte. Sein Erstaunen war ohne Grenzen.

„Was kann das nur bedeuten?" fragte er sich. „Wie kommt es, daß er sich jetzt meines Daseins erinnert, während er es bisher ignoriert?" Und plötzlich stieg die Erinnerung an seinen Vater in ihm auf.

„Wenn er doch noch lebte, wie glücklich würde ihn dies gemacht haben! Wie schade, daß es zu spät kommt."

Der Vater dieses jungen Mannes, Hugo Tregazles, und sein zehn Jahre älterer Bruder, waren sich seit lange entfremdet gewesen. Sie waren innerlich und äußerlich sehr verschieden. David vorsichtig, geizig, kalt und verschlossen; Hugo warmherzig und fröhlich, ein Mensch mit offenem Herz und sonnigem Wesen, sorglos und unbesonnen, geliebt von allen, die ihn kannten. Beim Tode des Vaters hatte David die Baronie und große Grundstücke geerbt, die ihm beinahe 600 000 Mark jährlich einbrachten, während Hugo nur 12 000 Mark bekam. Infolgedessen fand sich der Letztere bereits, ehe er sein vierundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, ganz in Schulden versunken. Da sein Bruder sich rundweg weigerte, sie zu bezahlen, mußte Hugo nach dem Kontinent fliehen und das Schicksal gestattete ihm niemals wieder zurückzukehren.

Die beiden Brüder hatten sich nie nahe gestanden, aber bei der erwähnten Gelegenheit waren harte Worte zwischen ihnen gefallen, Worte, die der Jüngere vergaß, sobald sie ausgesprochen waren, die der Aeltere aber rachsüchtig nachtrug. Als dann nach einigen Jahren Hugo eine spanische Tänzerin heiratete, wurde der Bruch zwischen den Brüdern unheilbar. Auf seine Anzeige an das Haupt der Familie war dem jungen Ehemann von dem Sachwalter des ersteren kurz angekündigt worden, daß Sir David alle Beziehungen zu jemandem, der durch eine solche Heirat seine Familie entehrt habe, abzubrechen wünsche.

Beim Lesen dieses Briefes brach Hugo mit seinem leidhaften Empfinden, zur Ueberraschung seiner Frau, in einen Strom heftiger Worte aus. Doch entschuldigte er sich sofort, daß er sich in ihrer Gegenwart hatte hinreißen lassen, und tröstete sich in dem Gedanken, daß sie kein einziges Wort davon verstanden hatte.

Zwölf Monate später empfand er dann eine knabenhafte Freude, Sir David die Geburt eines Sohnes mitteilen zu können; denn die Gattin des Barons hatte ihrem Gemahl zwar ein großes Vermögen zugebracht, ihm aber keine Kinder geschenkt und der Abkömmling der spanischen Tänzerin [illegible] eshalb der mutmaßliche Erbe von seines Onkels [illegible] und Vermögen.

Nicht ein einziges Mal bedauerte Hugo Tregazles seine Heirat. Seine große Liebe zu seiner Frau wurde von dieser leidenschaftlich erwidert und als sie zehn Jahre nach der Geburt ihres Sohnes starb, war der Verlust ein Schlag, von dem sich ihr warmherziger Gatte niemals erholte. Seine ganze Liebe übertrug sich nun auf sein einziges Kind, das er förmlich anbetete. So viel er konnte, nahm er die Erziehung des Knaben selbst in die Hand, bezähmte seine Verschwendungssucht und gab sogar selbst Unterricht in seiner Muttersprache, damit er imstande war, das Schulgeld für den Knaben besser bestreiten zu können. Stolz auf die Schönheit und den scharfen Verstand seines Sohnes beschloß er, ihn für die Stellung zu erziehen, die er, wie der Vater damals glaubte, auszufüllen bestimmt war. Ehe Rigel dreizehn Jahre alt war, hatte sich ihm die Vorstellung, daß er Sir Davids mutmaßlicher Erbe sei, fest eingeprägt. Mit der ganzen Heimatliebe eines Verbannten beschrieb Hugo Tregazles die Pracht des alten gothischen Schlosses, in dem er geboren und aufgewachsen war; ein Gebäude, das reich an geschichtlichen Ueberlieferungen und stolz auf seine Ahnengalerie war und inmitten eines herrlichen Parkes auf einer Anhöhe lag.

„Ich überlebe Deinen Onkel vielleicht nicht, mein Junge," sagte er wohl, „aber Du wirst es, und dann wird die Baronie, Schloß Redcliffe und 600 000 Frcs. Einkommen jährlich Dein sein. — Ein ziemlicher Unterschied," fügte er dann wohl bitter hinzu, „mit jetzt, wo Du ein heimatloser Wanderer im fremden Lande bist, der in Logierhäusern zweiten Ranges wohnen und jeden Sou, den er ausgibt, zweimal umdrehen muß."

Dann kam ein Tag, an dem er die unerwartete und unerfreuliche Nachricht empfing, daß seine Schwägerin gestorben sei. Jetzt war sein Bruder frei wieder zu heiraten. Doch es schien ihm das höchst unwahrscheinlich.

„David hat kein Herz," sagte er sich. „Er kann niemand zum zweiten Male lieben, er wird nicht heiraten."

Indessen Sir David war noch nicht zwölf Monate Witwer, da heiratete er zum zweiten Male. Diesmal hatte er eine junge und vermögenslose Frau gewählt.

„Er hat geheiratet, weil er mich und meinen Sohn haßt und weil er verhindern wollte, daß einer von uns ihn beerbt," dachte sein Bruder; und er hatte recht.

In der darauf folgenden Zeit lebte der arme Verbannte in einem Zustand fieberhafter Ungewißheit. Seine Schwester, Lady Trentham, mit der Sir David vor Jahren Streit gehabt hatte, und die zu ihrem jüngeren Bruder hielt, war von diesem gebeten worden, sofort Nachricht zu geben, wenn Sir Davids Gemahlin einem Sohne das Leben gäbe. Nach gebührender Zeit traf diese gefürchtete Nachricht richtig ein und zugleich die, daß der Baron, indem er einen Erben erhielt, sein Weib verloren hatte.

Das Bewußtsein aber, daß sein Sohn nun nicht länger der Erbe sei, traf den Wanderer in der Fremde hart. Es nahm ihm in einem Augenblicke sein hoffnungsvolles Wesen, seinen fröhlichen Gesichtsausdruck und schien ihn um Jahre älter gemacht zu haben. Er betrachtete sich selbst als grausam betrogen, als einen über den man durch List einen Triumph errungen habe in einem Spiel, in dem das Lebensglück als Preis gesetzt war. Diese seine Anschauungen prägte er auch fast unbewußt seinem Sohne ein, der damals in dem eindrucksfähigsten Alter stand, und schließlich zu dem Glauben kam, er wäre unrechtmäßig seines Geburtsrechtes beraubt. Sein Gefühl für das ihm angetane Unrecht wurde dadurch noch verschärft, daß er sah, wie schwer der Schlag seinen Vater traf, an dem er mit größter Liebe hing, und der seit jener Zeit niemals sein altes Wesen wiederfand, ausgenommen vielleicht, wenn ihn der Wein erfreut hatte, was jetzt nur zu oft der Fall war. Bei solchen Gelegenheiten erwachten dann wohl in ihm die alten Hoffnungen.

„Wer weiß, Rigel, Du kommst doch vielleicht noch mal in den Besitz von 600 000 das Jahr," sagte er dann wohl.

„Das Leben ist doch nur ein unsicheres Ding. Selbst Erben sind Unfällen und Krankheiten unterworfen und Davids Sohn ist gewiß kränklich; denn seine Mutter muß sehr zart gewesen, sonst wäre sie wohl nicht so jung gestorben. Wahrscheinlich war sie schwindsüchtig und das Leiden ist ja erblich."

Auf diese Weise kam der Knabe schließlich dahin, seinen Vetter nur als eine vorübergehende Schranke zwischen sich und einer großen Erbschaft anzusehen.

Er wurde durchaus nicht auf einen besonderen Beruf vorbereitet. Sein Vater hatte wohl mal von Medizin oder Rechtswissenschaft als passende Berufsarten für ihn gesprochen; seine Neigung schien ihn aber zur Musik zu führen, die er leidenschaftlich liebte, und zur Literatur, in der er sich gelegentlich versuchte.

Es war jedoch noch nicht fest entschieden, als sein Vater von einer Krankheit ergriffen wurde, die sich als verhängnisvoll erwies. Als der Tod herannahte, milderten sich seine Gefühle gegen seinen Bruder, und er schrieb ihm einen rührenden Brief, vergab ihm seine Härte, sagte ihm Lebewohl und empfahl Rigel, der nun bald mittel- und freundlos sein würde, seiner Obhut.

Dieser Brief, der des härtesten Mannes Herz hätte rühren können, verfehlte indes seine Wirkung auf Sir David, der ihn ganz unbeantwortet ließ. Das verbitterte die letzten Stunden des Sterbenden und verhärtete dadurch auch Rigels Gemüt gegen seine unbekannten Verwandten noch mehr.

Am Tage seines Todes machte Hugo Tregazkes große Anstrengungen zum Sprechen, konnte seine Stimme aber nur bis zum Flüstern erheben, wodurch die Worte, die er mühsam hervorbrachte, einen besonders tiefen Eindruck machten.

„Dein Onkel verabscheut mich," flüsterte er, „er haßt mich; er hat mir meine Heirat nie verziehen. Aber höre, mein Sohn, ich habe sie niemals bedauert; daß Gott mich mit Deiner Mutter wieder vereinen wird, ist das Einzige, was meinen Kummer, Dich verlassen zu müssen, mildert."

Eine Stunde später sagte er: „Es mag sein, daß es Gottes Wille sei, meinen Bruder für seine Hartherzigkeit zu strafen. Welch ein Schlag wäre es für ihn, wenn Du seinen Titel und sein Vermögen erbtest. Ich habe Dich mir oft als den Herrn von Schloß Redcliffe gedacht. Vielleicht ist es ein eitler Traum gewesen — unser Leben besteht aus Träumen — vielleicht auch ein Schatten, den ein kommendes Ereignis vor sich her wirft. Wer weiß? Wer weiß?" Und damit fiel er in einen schlummernden Zustand.

Nach einer Stunde wachte er auf und flüsterte: „Welch eine Enttäuschung das Leben doch gewesen ist!" Rigel nahm seine eiskalte Hand und hielt sie, bis der letzte Funke des Lebens verloschen war.

Nun war er allein auf der Welt.

Und außerdem hatte er Schulden. Er mußte ohne Zeitverlust Geld verdienen und versuchte es mit dem Journalismus, wozu er durch seine umfassende Bildung und natürlichen Verstand befähigt war. Da er aber keine Erfahrung hatte und keine Verbindungen besaß, erntete er Enttäuschungen und Hunger.

Der Jugend und dem Ehrgeiz dient jedoch Ungemach als Leiter zum Erfolg. Er harrte aus, beobachtete, lernte und errang sich nach und nach in der Pariser Presse einen Platz, der ihn in den Stand setzte, seine Schulden zu bezahlen und unabhängig zu leben.

Während der Jahre, in denen er sich für sein tägliches Brot abplagen mußte, verblich der Gedanke an die Möglichkeit, Stellung und Reichtum zu ererben, immer mehr; für einen so eitlen Traum war in seinem tätigen Zwecke seines Lebens kein Raum mehr.

Es war deshalb eine große Ueberraschung für ihn, dies Telegramm zu erhalten, das unter der Adresse geschickt war, unter der sein Vater den letzten Brief an Sir David gesandt hatte. Eine flüchtige Ueberlegung genügte, um ihn zu veranlassen, der Aufforderung ohne Zögern nachzukommen. Er öffnete seine Börse und fand, daß er noch hinreichend Geld hatte, um seine Reisekosten zu bestreiten, und auf seine Uhr blickend sah er, daß ihm noch gerade Zeit blieb, den Abendzug nach Calais zu erreichen. Ein paar Zeilen an seine Zeitungsredakteure erklärten seinen plötzlichen Entschluß; damit war er bereit, die Reise anzutreten, deren Folgen seine ganze Lebensbahn ändern sollten.

Fortsetzung folgt.

## Donna Margherita.

(„Der Stern von Capri.")

Eine Erinnerung von Josef Grunau.

„Bei der schönen Lysella
Bruder, bei dem pfiffigkrummen
Apothefer von Sorento
Ließ ich blaue Tinte mischen
Und fuhr übers Meer nach Capri!"

V. J. v. Scheffels „Trompeter v. Säkkingen."

Ist es möglich, in Neapel noch weitere Reiselust zu verspüren? Hier, wo das Auge sich oft schließen muß, weil es all das Sonnengold, das über dem Meer von leuchtenden Farben spielt, nicht zu ertragen vermag? Kann die Seele aufs neue ihre Flügel in Sehnsucht spannen, wo der Himmel sich mit aller Lieblichkeit und Majestät zugleich zur Erde zu neigen scheint?

Da dehnen sich über den kühn ins Meer setzenden Bergrücken des Posilippo hinaus die Gauen in beseligender, vom reichsten Segen durchzogener Ruhe. Da flammt zur Rechten der Vesuv auf, ein riesenhafter Wächter mit blitzendem Schwerte, denen drohend, die den Frieden dieses Paradieses zu stören wagen sollten!

Und doch, wer den Blick über die azurblauen, mit zierlichen Silberkränzen spielenden Wellen des schönsten Meerbusens der Welt gehen läßt, dem ist es, als lockte das lose Geplauder des so schmeichelnd ans Ufer schlagenden Wassers. Und wenn sich über den leicht schaukelnden Mastenwald des verkehrreichen Hafens das Auge erhebt, wenn die entfernteren kleinen Segelboote mit den weißen Linien vor ihm herzaukeln, dann ist es, als wiesen sie mit verführerischem Finger hinüber nach der so stark und doch so lieblich aus den brandenden Meeresfluten erhobenen Insel Capri. Einem „Dornröschen", im Duft unwobenen, farbenreichen Märchenschleier gleich, liegt sie vor uns, umkränzt von den lieblichsten Rosen, welche das Farbenspiel der Sonne ihr rings an den Gürtel gesteckt hat.

Da bleibe ein anderer standhafter Prinz! Fahr' wohl, auf einige Tage schönes Neapel, uns treibt es, trotz der Dornen einer kleinen, schmutzreichen Meerfahrt auf schaukelndem, alten, italienischen Dampfer, die Reize der miten ins Meer verzauberten Prinzessin „Capri" zu schauen.

Vergeblich suchen uns die auf trutzigem, rotem Felsen gebauten Villen von Sorrento, umrahmt vom dunkeln Grün der Orangenbäume, gekrönt von dem breiten Geäst der hochragenden Pinien, zu fesseln. Mit frohen Sängern an Bord, wie sie in die freudestrahlende Landschaft passen, reißt sich des Schiffes Bug los von dem zauberischen Wellenspiel, das alle Farben bunt durcheinander würfelt. Hinaus geht es, wieder ins schaukelnde Meer, der Insel entgegen, die sich aus den bescheidenen Vergzügen nun immer majestätischer emporreckt, bis der letzte Flor sich vor dem Auge teilt und sich uns die ganze wilde Schönheit der zerrissenen Formen, die ganze Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der Insel enthüllt.

Mit einigen kleinen Trinkgeldern und etwas mehr von dem eigens einstudierten italienischen, derben Schimpfwörtern geht es, aus dem schmutzigen Dampfschiffe befreit, mittels der kleinen Barken die hochaufragenden Felsen entlang, dem Zauberreich der „blauen Grotte" entgegen.

Kein widriger Nord- oder Ostwind versperrt uns die Einfahrt, auf die mancher stundenlang vergeblich gewartet. Durch das große Nadelöhr gleiten wir hinein in dieses Meer, so ganz eigenartiger, das Auge blendender, und die Seele erschütternder Schönheit. Da ist der Traum, der das Kinderherz beim Anhören der überschwänglichen Märchen von leuchtenden Wunderschlössern einst bannte, erfüllt. Ohne ein Wörtlein zu sagen, fahren wir langsam durch die kristallhelle Flut, in die wir unsere Hand tauchen, und der Zauber zeigt sie unserm Blick in gleißendem Silber. Rings, wohin wir schauen, da zittert die lichtblaue Dämmerung; sie wölbt sich über uns zur funkelnden Kuppel, sie schlingt ihre eigenartigen Lichtreflexe in blauem Feuer um die bizarren Tropfsteingebilde, so daß sie flimmernden Edelsteinen gleich den Glanz zurückstrahlen.

Und wie wir so in schweigsamem Genießen andachtsvoll in das herrliche Gotteswunder versunken sind, da trifft unser Ohr ein leiser Gesang von ergreifender süßer Trauer. Sachte ruderte durch die Reihe der fremdenbeladenen Boote ein leichter Kahn, in dessen Mitte, die Augen weit geöffnet, eine in tiefe Trauer gekleidete Dame sitzt, unter deren schwarzem Spitzenschleier des Alters Silberhaar hervorschimmert.

Unser Gondelführer legt den Finger auf den Mund und haucht uns nur leise die Worte zu: „Donna Margherita." —

Wieder sind wir im goldenen Sonnenlicht, vom Märchenzauber befreit, und so gut es unser holpriges Italienisch vermag, bestürmen wir den „Marinaro", uns das seltsame Rätsel von der „Donna Margherita" zu lösen. Eine funkelnde neue „Lire" öffnet den Mund und wir erfahren in kurzen Zügen das Schicksal der interessanten Frau, deren Erscheinung zwar nicht in diese seltsame Pracht hineinpaßte, und die doch gerade durch den Kontrast so eigenartig mitleidstimmend auf uns wirkte.

* * *

Margherita war des Lehrers und Organisten Bonnari einzige Tochter gewesen, der die ganze Sorgfelt eines liebenden Vaterherzens gegolten. Schön, wie alle Kinder dieses kräftigen Volksschlages der Inselbewohner, hatte sie eine Stimme, hell wie Silberglocken, und was die bescheidene Kunst des Vaters nur in ihr anregte, das jubelte sie spielend aus ihrer Kehle hinaus.

Künstler jeder Art sind seit langen Jahren Capris fröhliche Gäste. Jedes Haus ist ein Heim denen, die dem nordischen Winter entrinnen, um hier bei Sonnenschein und feurigem Wein die durch die herrliche Natur wachgerufenen Gedanken in leichte Formen mit Pinsel, Feder und Noten zu bannen. In dem rebumsponnenen Häuschen Bonnaris da gab's ein lustig Musikantenleben; wer immer im Dienste der Töne stand, der wohnte dort oder verkehrte doch häufig als gern gesehener Gast.

Inmitten dieser Umgebung war Margherita aufgewachsen, liederfroh wie eine Frühlingslerche, träumend den Tönen lauschend, die Meisterhände den Instrumenten entlockten, und mit dem zarten Empfinden und der Glut eines südländischen Herzens dann die Melodien nachsingend, die sie aufgefangen.

Da war kein Wunder, daß die Künstler das wie eine taufrische Rose aufblühende Mädchen liebgewannen, ihm ihre Sorge zuwandten und die bestehenden musikalischen Anlagen zu einer seltenen Reife, ja Frühreife brachten.

Bald drängte es sich um das kleine Häuschen des Lehrers, ein jeder wollte Margherita hören. Vaterstolz und die Furcht, daß dem geliebten Kinde auf den Wegen der leichtbeschwingten Kunst schlimme Erfahrungen und bittere Enttäuschungen begegnen könnten, kämpften lange Zeit in dem Herzen Bonnaris, während sich die Propheten, immer mehrten, die der Tochter des Lorbeers tiefgrüne Blätter und die frischroten Blüten des Lebens daran zugleich versprachen.

Und nach langem Zögern gab der Vater dem Drängen der Kunstgenossen und der eigenen Tochter nach. Margherita sollte in Neapel bei einem hervorragenden Maëstro eine gründliche Ausbildung ihrer Stimme erhalten.

Es war ein nebeliger Morgen, an dem Vater und Tochter den steilen Fußpfad durch die Wein- und Orangengärten wandelten, zur großen „Marina", wo die nach gebratenem Fisch und Oel duftenden kleinen Häuschen, mit ihrem ganzen Reichtum an zerfetzten Decken und zerrochenem Hausrat malerisch um die eleganten Hotels lagern.

Um die scharfen Spitzen von Anacapri, wo man so weinselig sitzen und den süßen Wein schlürfen kann, ließ ein leichter Wind die langgestreckten Nebelfahnen zum Abschied wehen: dem schönen Landeskinde, das so viel Hoffnungen hinaustrug in die unruhige, schaulustige See des Lebens.

Es war kein froher Farbenton, welcher die aufgeregten Wogen in dem geschützten Hafen bewegte; die kleinen Barken gingen auf und nieder und der Marinaro mußte eine feste Hand gebrauchen, um den Kahn zum Einsteigen bereit zu halten. Die alte Hausbälterin Rosa ordnete schnell das halbe Dutzend Gepäckstücke, die alle möglichen Formen aufwiesen, in denen die Caprinesen seit etwa 50 Jahren ihre Reisebedürfnisse mit auf den Weg genommen hatten. Und nun schoß die Gondel mit einem wuchtigen Stoße des Bootsmannes von der eingebauten Bindsunge ab ins Meer.

„Donna Margherita, Donna Margherita! schaut da, unsere liebe Frau vom Monte Tiberia leuchtet zum Abschied." So rief die alte, treue Rosa Vater und Tochter nach und winkte mit dem bunten Halstuch nach der südlichen Landzunge.

Dort erhob sich über dem Nebelmeere, von strahlender Morgensonne übergossen, die auf hoher Saule erhobene goldene Marienstatue.

Von wo aus Kaiser Tiberius so lange Jahre seine Schrecken ins weite römische Reich hinein gesagt, um im Taumel wahnsinniger Lüste schwelgte, da glänzt heute das goldene Madonnenbild Segen spendend den Fischern zu, nicht minder den frohen Menschenkindern, die hierhin kommen, um die Spuren aufzufinden von des Schöpfers „verlorenem Paradies".

Ein Jahr war seit dem Abschied von Capri vergangen. Margherita hatte in Neapel unter sachverständiger Leitung die erfreulichsten Fortschritte in der Kunst des Gesanges gemacht. Voll des Lobes waren die Briefe der Lehrer, welche den alten Bonnari trafen und ihm die glänzendsten Hoffnungen stellten. Kindliche Liebe und reine Begeisterung für die Kunst spiegelten die wöchentlich eintreffenden Berichte der Tochter wieder, die heller noch in das Herz des Mannes fielen, als die goldfunkelnden Sonnenstrahlen.

Und nun kam auch der Abschied von Neapel, Margherita hatte durch Empfehlungen ein Engagement nach dem blühenden Florenz erhalten. Aber zuvor wollten ihre Lehrer auch auf heimischem Boden einmal die Triumphe ernten, die sie mit so vieler Liebe vorbereitet.

Das weite Theater San Carlo war bis zum letzten Platz gefüllt. Nicht allein die ganze Künstlerkolonie von der nahen Insel, nein alles, was nur eben Zeit und Geld zur Ueberfahrt hatte, war gekommen, um mit dem kunstliebenden Neapel selbst „den Stern von Capri" in seinem ersten Aufleuchten zu bewundern. Soviel Beifall hatte das alte Theater selten erlebt und immer wieder mußte Margherita, durch ihre ansschlaggebende Schüchternheit nur noch mehr den Applaus herausfordernd, vor der Rampe erscheinen. Ihr schwindelten die Sinne als sie bald darauf dem Lärm entrückt an der treuen Brust ihres Vaters lehnte, da mußte sie weinen und mußte nicht der Gefühle Herr zu werden; und auch ihm rannen die Tränen herab in den silberweißen Bart.

* * *

Drei Jahre weiter, — Immer neue Kränze herrlicher Erfolge wurden der Donna Margherita zu Füßen gelegt. Inmitten des Jubels, der ihr entgegenklang, der Bewunderung, die sich schmeichelnd und verführend an sie herandrängte, war sie das heitere Kind des sonnigen Südens geblieben, den Tau der Anerkennung einfangend wie durstige Blumen und die Morgenstrahlen mit hellen Augen wieder begrüßend.

Und dann kam auch ihre Stunde, wo des Herzens zufriedenes Glück durchzittert wurde von nie gekannten Gefühlen, wo das Auge sich dehnte und heller glanz gewann und doch nicht mehr alles sah, sondern nur den einen suchte, der für sie im Sonnenstrahl der ersten Liebe die ganze Welt bedeutete.

Andrea Sporado war kein Glückskind. Obwohl er als Sänger über ansehnliche Stimmittel und als Mensch über eine wahrhaft von Kraft und schönem Ebenmaß reich bedachte Figur verfügte, hatte er doch weniger bei den Direktoren der Theater und Konzertsäle Erfolge erzielt, als bei den zahlreichen Damen, die den schönen Mann mit fortgesetzten Aufmerksamkeiten umschwärmten. Signor Andrea nahm es mit dem einen, wie mit dem andern nicht zu schwer. Er scherzte über seine künstlerischen Mißerfolge ebenso leicht, wie über das „Heu" der duftenden Blumenspenden, und der genannten und ungenannten Briefchen von zarter Hand, mit denen er lachend den Papierkorb füllte. Mehr als einmal hatte er beim feurigen Wein, in fröhlicher Freundesmitte beschworen, soviel Schönheit und Geld, um ihn in das Eheioch zu bringen, gebe es überhaupt auf der Welt nicht.

Das sind die bekannten, leichtsinnigen, übermütigen Junggesellenschwüre; — und die, welche am lautesten damit zum Markte gehen, müssen meist am ehesten bekennen, daß sie falsch waren.

Sporado war es geglückt, an derselben Oper wie Margherita ein Engagement, wenn auch zweiten Ranges, zu erhalten. Seine erste Partie brachte ihn mit ihr zusammen und zum eigenen Erstaunen merkte er, wie er im Zusammenspiel mit ihr an künstlerischer Kraft gewann, wie die Seele, welche sie in Auge blendender, und Seele erschütternder Schönheit in ihren Vortrag zu legen wußte, auch auf ihn übergina und ihn zu besserem Können erhob. Auch die junge Sangerin fühlte diesen ihren Einfluß und da sie die bisherigen Mißerfolge Sporados kannte, freute sie sich doppelt dieses aus ihrer Kraft hervorgegangenen Erfolges.

So kam es, wie es immer zu kommen pflegt: Mitleid, Freude am veredelnden Einfluß einerseits, Dankbarkeit und Bewunderung andererseits, sie spannen bald die goldenen Fäden zu einer maienfrohen Liebe zwischen Margherita und Andrea, der nun im Freundeskreis den Becher hob und jubelnd ausrief: „Es lebe die Rose von Capri!"

Schluß folgt.

## Die militärischen Operationen in Asien.

Der Besitz von Port Arthur wird von der japanischen Diplomatie und Heeresleitung übereinstimmend als die unerläßlich Vorbedingung zur Erreichung des nationalen Zieles in diesem Kriege angesehen. Man hofft in Tokio, daß einerseits die Belagerungsarbeiten genügend vorgeschritten seien, und andrerseits die lebende und tote Widerstandskraft der Festung hinreichend geschwächt seien, um durch den Infanterieangriff den Ring der inneren Befestigung an einer oder mehreren Stellen zu sprengen, nachdem die Belagerungsartillerie tüchtig vorgearbeitet habe. Die offiziellen japanischen Belagerungsberichte schießen mit dem Vorabende der neuen schweren Kämpfe ab. Ueber die darauffolgenden Tage und die in ihnen erreichten Erfolge besitzt man nur unzuverlässige Nachrichten, welche kein genaues Gesamtbild geben. Eins steht fest, die Oberleitung der japanischen Belagerung vermochte bis zum 4. November nicht ausschlaggebende Erfolge durch den verlustreichen Angriff auf der ganzen Front von der Taubenbucht über Palitschwang bis zum Tatuschan-Hügel zu erkämpfen. Noch dauern die erbitterten Kämpfe weiter an, auch soll der Mikado die Anwendung der äußersten Mittel befohlen haben, um den Fall von Port Arthur zu beschleunigen. Demnach scheint die japanische Leitung der Belagerung die eigenen Kräfte und bisherigen Erfolge zum Gelingen eines Sturmes überschätzt und die Widerstandskraft der Verteidigung unterschätzt zu haben; denn die japanischen offiziellen Berichte von der Eroberung auch nur eines der großen Forts fehlt, die Nachricht wäre aber sicherlich gegeben worden, wenn es gelang, einen so ausschlaggebenden Erfolg zu erkämpfen. Zwei Ansichten über die fernere Belagerung scheinen sich gegenüber zu stehen. Vermeidung weiterer Angriffe u. Erzwingung der Uebergabe der Festung durch Aushungern, andererseits aber die Anwendung äußerster Mittel zur schließlichen Eroberung.

Am Schaho ist es außer belanglosen Kämpfen der Vortruppen zu keinen größeren Unternehmungen gekommen. Hier gab der Geburtstag des Mikado eine Anregung zu einem Angriffe. Beide Gegner stehen bis an die Zähne verschanzt abwartend gegenüber, bereit, eine vom Feinde gezeigte Blöße sofort zu benutzen. So liegen sich in der beginnenden rauhen Jahreszeit Russen und Japaner in Schützengräben und Feldbefestigungen auf 600 bis 800 Meter gegenüber. Sie halten sich gegenseitig derartig in Schach, daß Ueberraschungen oder Truppenverschiebungen, um unbemerkt an einer Stelle eine Uebermacht zu entwickeln, ausgeschlossen sind. Dieser Zustand trat wie eine Reaktion nach den zehntägigen Schlachten ein. Mit jedem Tage der Verzögerung wachsen die künstlichen Verteidigungsmittel, wächst die Kopfzahl beider Heere, durch die bei ihnen eintretenden Verstärkungen. Es sind das ähnliche Kriegslagen wie zur Zeit des siebenjährigen Krieges im Lager von Bunzelwitz, wie in dem amerikanischen Sezessionskriege vor der Entscheidung von Richmond, wie im russisch-türkischen Kriege bei Plewna. Hier nimmt der Feldkrieg die Formen des Festungskrieges an. Je länger diese Kriegslage andauert, einen desto größeren Vorteil genießt General Kuropatkin, weil sie zur Lähmung der offensiven Ueberlegenheit der Japaner Gelegenheit bietet, geradeso wie Mängel der eigenen Stellung durch Befestigungen zu beseitigen und die großen Verluste aus den vorhergehenden Schlachten durch Ersatz und Verstärkungen auszugleichen. Hierdurch werden die Aussichten eines erneuten Angriffes für die Japaner am Schaho immer ungünstiger; die Durchführung verlustreicher und ein Mißerfolg verhängnisvoller. Kuropatkin benutzt diese Zeit der Kampfespause zur Organisation der Streitkräfte in Ostasien. Bisher war von der Bildung nur zweier Armeen die Rede. Jetzt erfährt man, daß drei Armeen aufgestellt werden. Die 1. Armee unter General Kaulbars, die 2. unter General Gripenberg und eine 3., deren Befehlshaber noch nicht ernannt ist. Zur Aufstellung dieser drei Armeeen werden schließlich außer den schon auf dem Kriegsschauplatz befindlichen neun Armeekorps von jetzt ab noch hinzutreten, daß 8., 4. und 19. sodaß im ganzen 12 Armeekorps zur Verfügung stehen, um aus ihnen drei Armeen in der Stärke von drei bis fünf Korps, je nach der Wichtigkeit ihrer Aufgabe zu formieren. Die Gliederung der bisher zu einer unbehilflichen Masse angemachsenen mandschurischen Armee in drei kleinere begünstigt geschmeidigere, schnellere Operationen, erleichtert das Unterkommen und die Verpflegung und gestattet gerade durch die Dreiteilung das Aufbringen einer entscheidenden Uebermacht an notwendiger Stelle. Marschall Oyama wird sehr bedauern, daß die physischen und numerischen Kräfte seiner Armee am 19. Oktober nicht mehr ausreichten, um den damaligen letzten Widerstand der Russen am Schaho zu brechen, denn heut sind die Aussichten für eine Wiederaufnahme der japanischen Offensive durch die Befestigung der Stellung, durch das Zahlenverhältnis, durch die unmittelbare Nähe des Gegners viel ungünstiger und gefährlicher als vor zwei Wochen. Hierzu kommt, daß das Gebirge im Osten durch den Winter für größere Operationen ganz ausfällt und wirksame Umgehungsbewegungen mit größeren Truppenmassen in den verschneiten Pässen unmöglich werden. Dies scheint auch General Kuropatkin beachtet zu haben, als er ein großes Kavalleriekorps dem General Mischschenko unterstellte, um durch diesen unternehmungslustigen Reiterführer die westliche Ebene zu beherrschen. Die Pause in den Unternehmungen kommt den Russen im hohen Grade zu statten, sie stärkt ihre Verteidigung am Schaho und erleichtert die Durchführung der Heeresorganisation. Der resultatlose und verlustreiche Angriff auf Port Arthur hat nur geringe Fortschritte gegenüber den ungeheuren Opfern gebracht, so daß der Fall von Port Arthur wieder hinausgeschoben ist. Sogar die Abmachungen und Vorgänge des sich in Tanger versammelnden russischen Geschwaders waren für diese in dieser Woche auffallig günstig.

## Allerlei.

**Ein „kluger Hans" vor 200 Jahren in Dresden.**

In unseren Tagen, in denen das angeblich gelehrte Ueberroß von Berlin so großes Aufsehen erregt und die gesamte Sportswelt wie auch wissenschaftliche Kreise in Spannung hält, ist es von besonderem Interesse, zu hören, wie ein hochgelahrter Uralm des „klugen Hans" sich einst vor mehr als zwei Jahrhunderten den erstaunten Dresdenern mit allerlei humoristischen Dressurwundern produzierte. Der Anschlagzettel verkündete im November 1691 folgende kuriose Mär: „Ein verwunderliches und noch niemals hier gesehenes Exercitium von einem Engelländischen Pferde, so in folgenden Punkten besteht: Erstens macht es denen Zusehern unterschiedliche Reverenzen (verschiedene Verbeugungen). Es grüßt seinen Herrn und gibt ihm einen Kuß. Er zeigt ihm eine Hals-Uhr und fragt es, was für eine Stunde sey, welche es ganz gerecht angibt. Sein Herr gibt ihm einen Brief an den Kaiser gehörig ins Maul, mit Befehl, solchen alsobald auf die Post zu tragen, welches es fleißig verrichtet und mit Reverenz wieder zurückkellet. Er gibt ihm einen andern Brief an den Großsurst nach Konstantinopel zu überliefern, mit Befehl, noch geschwinder zu laufen, es erzeigt sich aber hierzu ganz krumm und lahm. Es springt etliche Male dem Kaiser zu Ehren über den Stock, aber dem Türken zu Ehren weigert es sich dessen. Sein Herr sitzt auf und will es bezwingen, in schönem Paß vor dem Turken zu erscheinen, aber es geht lahmer als zuvor. Er wirft sich ganz toll zur Erde, knurrt mit den Zähnen, hängt die Zunge spannenlang aus dem Maule und streckt alle Beine von sich. Er besiehlt dem Schinder, die Haut abzuziehen, — da springt es ganz frisch wieder auf. Es weist denen Zuschern das Kartenspiel und unterscheidet eine von der anderen. Ingleichen zeigt es den Preis des Geldes. Es macht militärische Exerzitia wie ein Soldat, sucht das Verlorene und bringts wie ein Wasserhund, jedoch allezeit mit Reverenz. Es langt seinem Herrn den Hut herab, so 10 Schuh in der Höhe hanget und behändigt ihm solchen. Es setzt sich zu ruhen, sachte auf ein Kissen nieder und hält sich auf der Erde nur mit einem Fuß an. Es klopft, daß man ihm Wein bringe und trinket aus einem Glase deren Zuschauer Gesundheit, ohne Verschüttung eines Tropfens. Es nimmt ein geladen Pistol in das Maul und brennet es ab. Es dacht vor einem jeden eine Reverenz, der den Hut vor ihm abzieht. Es erzeigt sich hoffahrtig sartigk und willig, dem Kaiser zu dienen. Es begibt sich zur Erde und stehet auf nach Befehl. Es bedantet sich und beurlaubt sich von denen Zusehern. Alle diese verwunderlichen Exercitia sind alle Tage zu sehen auf dem Gewandhause um 2 Uhr." Eine gleichzeitige Unterschrift eines Augenzeugen vom 4. November 1691 versichert, daß dieses Tier den Versprechungen seines Herrn wirklich nachgekommen sei. In jener Zeit, wo man die Zirkus-Mysterien noch als ein Buch mit sieben Siegeln anstaunte und über die Kunstritte fahrender Leute bei weitem nicht so viel bekannt war als heute, mag dieses gelehrte Wundertier wohl ebenso viel Kopfschütteln und Kopfzerbrechen verursacht haben, wie heute sein würdiger Nachfolger, der „kluge Hans".

**An der Wiege eines Königskindes.**

Der kleine Prinz von Piemont hat sehr frühzeitig den Lieblingssport seines Vaters kennen gelernt. Wie ein römischer Korrespondent berichtet, konnte man kurz vor der Abreise der königlichen Familie von Racconigi den kleinen Prinzen und seine Amme im Park in einem Motorwagen sitzen und auf das Kommen der Königin warten sehen. Der Prinz ist wie seine beiden Schwestern der Mutter wie aus